

Kunst- und Kulturstiftung Uri: Werk- und Förderungsbeiträge 2017

9. Dezember 2017, Haus für Kunst Uri

Die Welt ist Bild, das Bild ist Welt: Wenn Sie vor der grossen Bilderwand drüben im Vorraum des Danioth Pavillons stehen, sehen Sie vor lauter Bildern die Welt nicht mehr. Sie sehen Bild an Bild und noch einmal zwei Bilder auf all die Bilder aufgesetzt. Eines hebt hervor, was all die anderen Bilder auch zeigen, aus dem andern lächelt uns schelmisch ein Mona-Lisa-Nachbild entgegen. Aus wucherndem Bildgrund löst sich die Ikone heraus und meldet uns: Hier ist Kunst. Blau und Gelb und Grün und Rot, dazwischen Grau und Braun und Schwarz und Weiss: Die Welt ist bunt und hier verdichtet, dort gelockert, in einem perkussiven Rhythmus getaktet. Dieses Bild, das die Welt ist, diese Welt, die Bild ist, zeigt sich als ein fröhliches Ineinander, das keine andere Botschaft trägt als die Aufforderung: Schau hin! Der Guckkasten mit seinen zwei Augenlöchern, der daneben vor dem Fenster steht, sagt genau dies: Wage dich hinein ins Bild, löse dich vom Ganzen, nimm das eine Detail in den Blick und sieh zu, was es dir sagt. Was kannst du erkennen an je schon Gesehenem, was weckt dieser Ausschnitt aus dem Weltbild an Erinnerungen, an Vorstellungen?

Thomi Dittli gewährt uns einen so breitgefächerten wie tiefen Einblick in seinen Bilderkosmos. Aber was er uns zeigt, ist nur ein Ausschnitt. Vor der auf die Wand simulierten Türöffnung steht ein Transportwagen mit noch ein paar Leinwänden: Gehen die ersten Bilder schon wieder weg, kommen noch immer neue hinzu? Der Künstler lässt es offen. Die Auswahl jedenfalls ist nicht abgeschlossen, dies ist keine erstarrte Präsentation. Diese Bilderwelt als Weltenbild ist in dynamischer Bewegung. Da ranken sich Skulpturen, knäueln sich Schlauch und Draht und verschlungenes Geäder, setzen Auge und Betrachter in Gang, zwingen zu wechselnden Perspektiven und Assoziationen. Es ist alles im Fluss, im Werden, Wachsen und Verändern wie in diesen Bildern aus Teilen und aus Schichten, die hervorheben, überdecken, durchscheinend werden, sich im Ein- und Ausatmen von Verdeutlichen und Verbergen nicht festlegen lassen. In diesem Bilderkosmos kann man lange – bis weit über die Öffnungszeiten hinaus – verweilen. Hier fasst ein Augenmensch die Welt ins Bild, findet und erfindet, fantasiert und erzählt voller Lust und ironischem Humor, der mit dem Schweren und mit dem Leichten jongliert und an seiner Weltoffenheit und Daseinsfreude teilhaben lässt. Und wer sich in der Kunstgeschichte auskennt, der wird über die Mona Lisa hinaus den einen und andern lächelnden Seitenblick nachvollziehen.

Aber diese Kunst kennt nicht nur die Klugheit aus dem Bildungsvorrat, sie bedient sich keck des Alltäglichen, der brauchbaren Materialien. Ohne Hemmungen nimmt sie der Künstler in Dienst, um sie von aller nur schnöden Brauchbarkeit zu befreien und in den Kunstdienst zu nehmen. Frohbunte Kreativität und spielerischer Gestaltungswille machen aus einem Fahrradschlauch einen schmucken Rahmen, aus bemalten Eierkartons ein arte-povera-Objekt. Diese Kunst zeigt ihre Nähe zum Alltag und zum Vorgefundenen und ist doch unzweifelhaft unter den eigenen Gesetzen der Kunst gewachsen und in ihrer eigenen Sphäre beheimatet.

Die Welt ist Bild, das Bild ist Welt: Was wir sehen und was sich uns zeigt, das formt unseren Bezug zur Welt, öffnet und umschliesst zugleich unseren Horizont. Gezeigt bekommen und Sehen genügen aber nicht – zum Erkennen, zum Wahrnehmen gehört das Benennen. Was Namen hat und Begriff ist, was die Vorstellung erfassen kann, überschreitet erst die Grenze zwischen Welt und Ich. Das muss kein Wort oder Text sein, es kann im Bild bleiben, muss uns aber etwas erzählen.

Mario Schelbert erzählt mit und in der Musik. Seine Bilder, die Welt sind, sind Songs. Sie erzählen Geschichten, die sich über ihren Wortlaut hinaus mit den Geschichten der Zuhörer, mit ihren Gefühlen und Gedanken verbinden. Weil Mario Schelbert ein exzellenter Musiker ist, weil er mit Moes Anthill eine hervorragende Band an seiner Seite hat, löst seine Musik höchste künstlerische Ansprüche ein und spricht ihr Publikum dennoch unmittelbar an. Diesem Singersongwriter, dieser Band hört man gerne zu, ihre Musik erreicht Ohr und Verstand, Gefühl und Sinne direkt und umweglos. Intensiv hat sich der Altdorfer Musiker, der nun schon seit Jahren mit seinen Konzerten, seinen Theaterprojekten und Bühnenmusiken von sich reden macht, während eines halbjährigen Aufenthalts in Detroit und Nashville mit Einflüssen und Traditionen der amerikanischen Folk-, Country- und Bluegrass-Musik auseinandergesetzt. Dabei hat er zur Gitarre hinzu das Banjo als sein neues Instrument entdeckt.

Was aus diesen amerikanischen Begegnungen entstanden ist, das sind nicht einfach Adaptionen, sind nicht bloss fremde Elemente, die ins Eigene eingesetzt wurden. Auf seine ganz eigene Art hat Mario Schelbert diese Einflüsse und Traditionen in seine Musik aufgenommen. Er hat sich Stil und Ausdrucksweisen anverwandelt, hat sie weiterentwickelt und in seine eigene musikalische Sprache integriert. Beides wird dabei zu einem Neuen: Das Eigene wie das Fremde. Zusammen mit seiner Band Moes Anthill arbeitet Mario Schelbert weiter an seiner vielstimmigen und eloquenten Musik, an seiner Erzählsprache aus Klängen und Worten – bei Auftritten auf der Bühne und bei Aufnahmen im Tonstudio. Wie sich aus Instrumenten und Arrangements, aus Stimmen und Texten, aus Rhythmen, Tönen und Akkorden der Gesamtklang, ein musikalischer Kosmos formt, das ist live in den Konzerten mitzuerleben, von Tonträgern zu hören – hier allerdings ohne die berückende Bühnenpräsenz von Mario Schelbert und Moes Anthill.

Von der Welt, die Bild, zum Bild, das Welt ist hat sich unser Horizont geweitet. Über das Erzählen im Sichtbaren hinaus öffnete sich uns in der Musik, in Klang, Rhythmus, Gedanke und Gefühl der Kosmos menschlichen Erlebens und Empfindens.

Zurück zum Bild und in die horizontferne Weite des interstellaren Kosmos führt uns Annemarie Oechlin mit ihrer Installation, einer feinen, in sich geschlossenen künstlerischen Erzählung. Poetisch und voller Echoräume im Wirklichen wie im Imaginären und Fantastischen erzählt uns diese Geschichte mit ihren Bildern und Objekten von der Suche des im Kosmos verlorenen Menschen nach seinem Ort und den Fluchtpunkten seiner Orientierung. Kindheitserinnerungen klingen an, wenn die Künstlerin mit einer alten Fotografie zeigt, wie ihr Vater die Kuppel seines selbstkonstruierten Sternen-Observatoriums

errichtet, oder wenn sie mittels Dia-Reproduktionen die von Karl Oechslin ebenfalls selbstgebauten optischen Geräte vorstellt und dazu mit ihrer Hilfe aufgenommene Lichtbilder von Sonnenflecken, Mondfinsternis und vom Sternbild Orion neben einer reproduzierten Kinderzeichnung dieses zu Iron verkürzten Himmelszeichen gruppiert. Das Universum, die Mondoerfläche werden im unbestimmten Schwarzweiss kleinformatiger Fotografien zum fassbar Unfassbaren. Unsicher bleibt zunächst die Wahrheit dieser Bildeindrücke – denn auch die Moon Rocks in ihren Blechschächtelchen, die Sphäroide und die modellhafte Verkleinerung des kleinen Marsmondes Deimos sind nicht wirklich, was sie vorgeben zu sein. Es sind sorgfältige Nachbildungen eines nicht überprüfbar fernen Wirklichen. Die Wahrheit ist das Bild selbst.

Die Kunst löst sich von der dokumentarischen Abbildung und wird zur Nachbildung, die die Natur und das Wirkliche realistisch imitiert. Sie behauptet dabei ihr eigenes reales Sein, verwandelt das Wirkliche und lädt es auf mit unseren Erinnerungen, reichert es an durch unsere Vorstellung und erzählt mehr als die eine Geschichte und Wahrnehmung, von der die Künstlerin in ihrem Werk ausging. Was diese Gleichzeitigkeit von Bildern und Gegenständen, diese kosmisch-astronomische Konstellation zur sichtbaren Erzählung macht, das beschränkt sich nur zu einem Teil auf das, was Annemarie Oechslin uns damit mitteilen will – es reicht über ihren künstlerischen Willen hinaus und nimmt unsere Vorstellung, unsere eigene Suche nach Orientierung und einem Standort und Blickwinkel in Anspruch. Dies zu initiieren und über das Angelegte und Gegebene hinauszudeuten, das ist es, was die Kunst ausmacht.

Eingerahmt wird die Bilderzählung von Annemarie Oechslin durch die zwei Werke von Simon Ledergerber: einem weissen, porösen Block, aus dessen Grundfläche Farbe hochsteigt und sich fein verästelnd unter dem aufgebrochenen Relief einer modellhaft nachgeahmten Gebirgslandschaft ausbreitet. Das zweite Werk ist ein grosses Stück groben Papiers, auf dem ein kräftig blaues Farbpigment durch Wasserverlauf und Zufall ein Bild entstehen liess, das sich selber aufzuheben scheint. Im Auswaschen der Farboberfläche hat sich eine Tiefe geöffnet, die zwischen Werden und Vergehen, Verfestigen und Verfliessen für den einen Moment der Bildwerdung deutlich wird.

Das Ungegenständliche und Abstrakte, dagegen das Natürliche und das wieder aus ihm extrahierte Künstliche sind in diesen Werken gleichzeitig anwesend und wirksam. Was sie erzählen, ist eine Geschichte vom Entstehen und Werden, ist die Formwerdung der Kunst: Wie sich Materie und Material verändern, wie Ideen und Gedanken Gestalt annehmen und zu Bildern werden. Dass er seinem Material in diesem Formprozess die Freiheit lässt, dass er zwischen Eingreifen und Geschehenlassen subtil seine Entscheidungen trifft, das macht Simon Ledergerbers Arbeiten zur Kunst. Es sind Wahrnehmungsexperimente, die unserer Vorstellung die Räume des Bedeutens und Erkennens öffnen. Von den Grundlagen der Kunst erzählen dieses Bild und diese Skulptur. Und davon, wie im wirklichen, im bewussten Sehen die Welt erst zum Bild wird und das Bild zur Welt.